



Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

---

Ziele entgegenzustreben, zu dem er sich von Gott berufen fühlte. Er vertrugte darum noch im Alter von 24 Jahren den Schusterstuhl mit der Schulbank und schämte sich nicht, mit Knaben, die zehn Jahre jünger waren als er, auf derselben Schulbank zu sitzen. Er hatte aber nur ein Ziel vor Augen, nämlich Priester zu werden. Und dieses Ziel erreichte er auch mit Gottes Hilfe trotz aller Schwierigkeiten und leistete als Priester ebenfalls Großartiges für Kirche und Staat. Sein Werk: die Gründung der katholischen Gesellenvereine, hat ihn unsterblich gemacht.

Das sind nur zwei Beispiele von verspäteten Berufen. Es ließen sich aber noch viele anführen. So mancher Missionar, der jetzt Grozes leistet für die Heidenmission, war vorher in einem ganz anderen Berufe. Gott hat ihn von seinem weltlichen Berufe hinweggeholt und zu Höherem auserwählt. Der Beruf ist eine unverdiente Gnade Gottes: Gott ruft und wir müssen dem Ruf folgen. Darum schreibt der hl. Paulus, der ja selbst so wunderbarweise zum Apostelamt berufen wurde, seinem Schüler Timotheus: „Gott hat uns berufen durch seinen heiligen Beruf, nicht vermöge unserer Werke, sondern vermöge seines Vorsatzes und der Gnade, die uns gegeben worden ist in Christo Jesu“ (2. Tim. 19).

Freilich müssen wir sagen: wer erst spät zu diesem Berufe sich entschließt, wie einst Kolping mit 24 Jahren, der muß schon besondere Kennzeichen des Berufes aufweisen können, d. h. er muß sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu diesem Berufe hingezogen fühlen, dabei gute Talente und eine feste Gesundheit haben, damit er allen Anforderungen des neuen Berufes gerecht werden kann. Er muß sich des Schrittes wohl bewußt sein, den er da unternimmt. Bei welchem nun dieses alles zutrifft, der mag den Schritt mutig wagen. Er wird wie Kolping und all die Männer, die erst später zum Studium kamen, alle Schwierigkeiten überwinden und mit Gottes Hilfe sein Ziel erreichen. Solche edle mutige Jünglinge wären bei uns auch stets willkommen, besonders da wir durch den Krieg so manche Einbuße erlitten haben. Erst in der letzten Zeit, wo ich dieses schreibe, sind wieder drei einberufen worden, so daß die Zahl unserer Studenten wieder abgenommen hat. Vielleicht findet sich nach dem Kriege so manch frommer Knabe oder Jüngling, dessen Sinn nach Höherem strebt und dessen Herzenswunsch dahin geht, einmal recht viele Heidenkinder unserer Mutter der hl. Kirche zuzuführen und so das Reich Gottes auf Erden immer mehr auszubreiten.

### Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Am meisten schmerzte es uns Priester, daß wir nun ohne Gottesdienst leben mußten. Wir durften nie die hl. Kommunion empfangen, geschweige denn hl. Messe lesen. Wohl baten wir in der hl. Osterzeit Tag für Tag, uns das hl. Abendmahl zu reichen, damit wir wenigstens dem Gebote der Kirche genügen könnten, doch man gab uns zur Antwort, das Kirchengebot hätten wir durch das Verlangen nach der hl. Kommunion erfüllt, zum wirklichen Empfang möchten wir uns keine Hoffnung machen.

Zuletzt sannen wir auf Mittel und Wege, im Gefängnisse die hl. Messe lesen zu können. Aber durfte man eine so hochheilige Handlung in einem Kerker überhaupt vornehmen? Wir beratschlagten darüber, und die Mehrzahl war der Ansicht, im Falle der Not dürfe man es schon tun. Doch woher sollten wir all die Sachen bekommen,

die zur Darbringung des hl. Messopfers gehören? Das kostete wirklich Mühe und Zeit. Wir verlangten von unseren Wätern und der sonstigen Bedienungsmannschaft bald dies, bald jenes, und endlich brachten wir nicht nur die nötigen Paramente zusammen, sondern sogar auch einen recht netten Altarschmuck. Das meiste richtete ich mit meinem Goldsand aus, und ich war auch der erste, der im Gefängnisse Messe las.

Das Messgewand, die Albe und die sonstigen Paramente verfertigte ich später nicht nur für mich, sondern auch für die andern. Es gelang mir auch, auf dem kleinen Feuer meiner Lampe mittels zweier Eisenplatten, deren Bestimmung wohl niemand erraten hätte, Hostien zu backen. Anfangs kostete mich diese Arbeit allerdings große Mühe, doch mit der Zeit erlangte ich in dieser Bäckerei eine solche Fertigkeit und Routine, daß ich mich einer wahren Meisterschaft rühmen konnte.

Unser Trost, wenigstens an Sonn- und Feiertagen die hl. Messe lesen zu können, war unbeschreiblich, und gern nahmen wir alle darauf verwandten Mühen und Aussagen mit in den Kauf. Allerdings schwebten wir in beständiger Furcht, entdeckt zu werden. Doch Gott segnete unser frommes Unternehmen; es kam nichts auf, ja gegen das Ende der Gefangenschaft erhielten wir vom Festungskommandanten die ausdrückliche Erlaubnis, Messe zu lesen.

Am 11. Juli 1767, also nach sechsjähriger Gefangenschaft, wurden 39 von uns gefangenen Jesuiten aus der Festung genommen und nach Italien (in den Kirchenstaat) verbannt. Es waren lauter „Mindererschuldige“; ich selbst gehörte leider nicht dazu und mußte mit meinen anderen Ordensgenossen noch weitere zehn Jahre in diesen Löchern bleiben. Immerhin benützte ich diese Gelegenheit, eine lateinische Gedächtnisschrift aufzusezen und händigte sie einem meiner besten Freunde, der zu den Entlassenen zählte, ein, damit er sie gelegentlich der Kaiserin Maria Theresia vorlege. Ich schilderte darin in nachdrücklichster Weise das Elend, in dem zwölf deutsche Jesuiten in den Kerfern von St. Julian ohne alle Schuld schmachteten. Ob diese meine Denkschrift an die Kaiserin wirklich gelangte und die nötige Beachtung fand, kann ich leider nicht sagen, denn ich konnte nie etwas Bestimmtes darüber erfahren, doch versicherte der österreichische Gesandte nach unserer endlichen Befreiung, er habe auf kaiserlichen Befehl dreimal um unsere Entlassung nachgesucht, doch jedesmal ohne Erfolg.

Statt den entlassenen 39 Jesuiten kamen bald andere an, meist alte und fronde Männer; und so waren schnell die leeren Gefängniszellen wieder voll. Wir leisteten den Neuankommenden, die über ihr Unglück in heller Verzweiflung waren, — manche von ihnen hatten in der Gefangenschaft förmlich den Verstand verloren — alle nur erdenklische Hilfe. Ich ließ zwölf Unzen Goldsand in Geld umwechseln, und auch der neue Festungskommandant, der kurz zuvor den früheren abgelöst hatte, verfuhr gelind mit den Gefangenen. So ließ er z. B. alle in die Gefängnisse eines besonderen Ganges seines, ließ die einzelnen Kerker türen offen und verpirrte den Gang selbst nur mit einem starken hölzernen Gitter. In die Mitte des Ganges wurde ein langer Tisch gesetzt. Hier wurde gegessen und verrichteten wir unter Tägs verschiedenen Handarbeiten, wie ich sogleich berichten werde. Am Ende des Ganges aber wurde ein Altar zum Messe-lesen aufgestellt.

Also die Handarbeiten; worin bestanden sie? Mein Kerkergenosse und ich waren durch Not und Übung Schneidermeister geworden. Aus gebürtitem

Atlas, den wir uns aus der Stadt (Lissabon) bringen ließen, machten wir für unseren Bedarf und später auch für fremde Kirchen, Messegewänder in solcher Vollkommenheit, daß man sich allgemein höchst darüber verwunderte. Ich verlegte mich ferner darauf, aus sogenanntem Papieratlas und anderen gesammelten Seidenflecken Blumen zu machen. Im ganzen brachte ich wohl an hundert Blumenbouquets zusammen, die teils auf unserem Altar, teils in auswärts gelegenen Kirchen aufgestellt wurden. Sogar manche Damen der Festungsbeamten und Offiziere fanden an diesen Blumen solches Gefallen, daß sie welche als Schmuck für ihre Hüte haben wollten; ich aber schlug solches Begehrn rundweg ab, ich wollte mit meiner Kunst nicht weiblicher Eitelkeit dienen. Die Haupsache war mir bei diesen Arbeiten,

ein bedauerlicher Irrtum, denn gerade dieser Trant hatte uns geschwächte Leute in den feuchten Kerkern so lange aufrecht erhalten.

In den ersten Jahren unserer Gefangenschaft war uns jeder Verkehr untereinander auß strengste untersagt; wir wußten uns aber dennoch zu helfen. Einer aus unserer Mitte ersann nämlich eine neue, ganz eigentümliche Zeichensprache. Die einzelnen Buchstaben und damit ganze Wörter und Sätze wurden durch verschiedene Töne auf einer Pfeife oder auch durch einen Stein, womit wir nach bestimmten Regeln an die Mauer klopften, ausgedrückt. Den Schlüssel zu dieser Zeichensprache schickten wir einander heimlich durch die Buben zu, die uns das Essen oder sonstige Sachen brachten. Dabei kam uns das bombenfeste Gewölbe, unter dem sich alle



Bafutkinder auf einer Rast im Gebirge.

dass ich mir dadurch die Zeit verkürzen konnte, — ich glaube, ich wäre sonst gestorben vor Langeweile.

Meine Ordensgenossen waren auf ähnliche Weise tätig. Die einen — oft hochbetagte, in Ehren ergraute Männer — bemühten sich, ihre zerrissenen, halbverfaulten Kleider auszubessern und zu flicken; andere zupften Wolle für Matratzen, oder strickten Handschuhe, Nachthauben und Strümpfe; einige beschäftigten sich auch mit Spinnen von Baumwolle, oder bereiteten Schokolade und guten Schnupftabak. Auch einen Spengler hatten wir unter uns, der recht niedliche Blechgeschirre zu ververtigen wußte. Nicht vergessen sei eine kleine Traubuppe, mit Hilfe welcher wir uns aus gekauften Weintrauben den nötigen Messwein bereiteten. Anfangs hatten wir zwar, wie früher gemeldet, täglich ein kleines Seidel Wein bekommen, später wurde uns der Wein bis auf ein ganz geringes Maß wieder entzogen. Der Festungskommandant huldigte der Ansicht, daß sei kein notwendiges Lebensmittel, folglich könnten wir es entbehren,

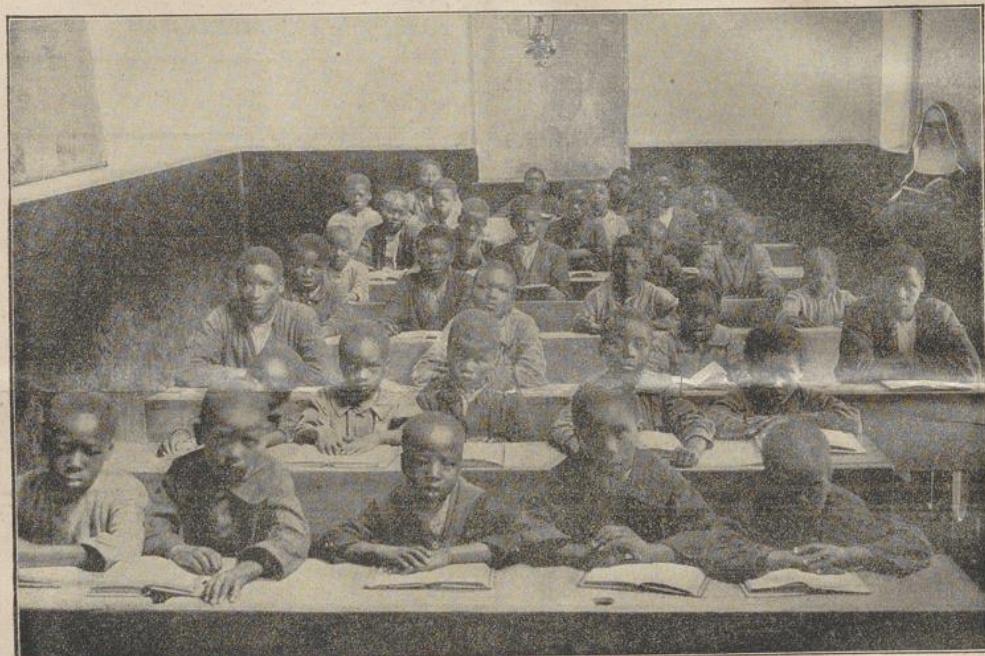
unsere Zellen befanden, und das jedes Geräusch sehr verstärkte, recht gut zustatten. Anfangs allerdings kostete uns eine solche Unterhaltung erstaunliche Mühe, durch die tägliche Übung aber erlangten wir allmählich eine wunderbare Fertigkeit, uns auszudrücken und gegenseitig zu verstehen. Auf solche Weise berichteten wir einander die Neuigkeiten, die wir unsrer Wärtern zu entlocken wußten, z. B. über die Krankheit und den Tod eines Ordensgenossen, oder die sich beständig wiederholenden Gerüchte von unsrer baldigen Befreiung. Lange Zeit blieb diese Art der Unterhaltung unsrer Kerkernmeistern verborgen, und als sie eines Tages durch die Unwölflichkeit eines Klopfers das Geheimnis erfuhren, legten sie keinen sonderlichen Wert darauf.

Nie kam zu den Kranken ein geprüfter Arzt. Seine Stelle vertrat ein unerfahrener Chirurg, der alle Krankheiten mit Wasser heilen wollte. Er verordnete Fußbäder, Tee, d. h. laues Wasser mit etwas Zucker, und Klystiere von reinem Wasser. Gegen Asthma und Eng-

brüstigkeit, an der wir wegen der feuchten Kellerluft alle mehr oder weniger litten, gab es nach seiner Behauptung gar kein Mittel. So mußten wir volle 14 Jahre hindurch an diesem Uebel erbärmlich leiden, bis ich endlich selber ein Linderungsmittel fand, nämlich Süßholz, das wir in Wasser kochten, um dann den wohlthuenden Trank laut zu schlürfen. Ich rauchte überdies am Morgen und am Abend ein Pfeifchen Tabak und enthielt mich, soweit es nur immer ging, aller gesalzenen Speisen und des Baumöls; ferner nahm ich zweimal im Jahre ein Purgiermittel und ließ mir manchmal zu Ader, doch mußte man mit letzterem Mittel sehr behutsam sein, weil es die Kräfte sehr verminderte. Unser Chirurg wollte von solcher Heilmethode nichts wissen; er verordnete gegen Wasserzucht den Urin einer schwarzen Kuh, und als ein Pater an einem Leibschenken litt, stieß er ihm die Ge-

scheinlich war aber gerade dies der Grund, weshalb späterhin die letzte Wegzehrung nie mehr auf feierliche Weise gereicht wurde.

Wur ein Jesuit gestorben, so hüllte man ihn in ein Totenkleid und ließ ihn so liegen. Beim Eintritt der Nacht legten ihn die Buben, die mit unserer Bedienung betraut waren, in eine offene Truhe und schleppten ihn ohne Priester, ohne Kreuz und ohne Licht in die Kirche hinauf. Hier sprach zunächst der Priester bei verschloßnen Türen die üblichen Gebete, dann senkte man den Leichnam in eine Grube, deckte sie zu und stampfte so lange auf der Erde herum, bis sie wieder dem Boden gleich war. In Portugal wird nämlich jeder, er mag Priester sein oder Laie, reich oder arm, in der Kirche begraben, und zwar nicht in einem Sarge, sondern in seinen Kleidern. Auf diese Weise wurden während



Eine Klasse unserer Knabenschule. (Missionsstation St. Michael.)

därme mit dem Degengriff zurück. Die Folge war, daß der arme Mann in wenigen Tagen sterben mußte. Trotzdem wurde unser Herr Doktor reichlich entlohnt und zum Regiments-Wundarzt ernannt. Als wir ihn später, nach unserer Befreiung, einmal besuchten, versicherte er uns, er habe erstens auf Befehl des Kommandanten so getan, und zweitens wäre eine andere Kur zu hoch zu stehen gekommen.

Bevor man einen Kranken mit den hl. Sakramenten versiehen ließ, mußte der Chirurg versichern, daß keine Hoffnung auf seine Genesung mehr vorhanden sei. Brachte dann der Festungspfarrer das Abendmahl ins Gefängnis, so mußte er es unter seinem Mantel ohne Licht und ohne Begleitung tragen. Nur ein einziges Mal wurde aus mir unbekanntem Grunde eine Ausnahme gemacht. Mit brennenden Kerzen und unter Begleitung vieler Offiziere und Soldaten wurde das Allerheiligste zu einem sterbenden Jesuiten gebracht, der in seiner Freude darüber eine so rührende Ansprache hielt, daß alle Anwesenden in Tränen ausbrachen. Wahr-

meiner Gefangenschaft 37 im Kerker gestorbene Jesuiten begraben, und doch war diese Zahl, wenn man alle die Drangsale und Beichwerden, die wir zu erdulden hatten, in Rechnung zieht, noch verhältnismäßig klein. Vielleicht erhielt uns gerade die schlechte und ärmliche Verpflegung so lange am Leben; denn ich bin fest überzeugt, unsere geschwächte Konstitution wäre bei dem Mangel an frischer Luft und an aller Bewegung absolut außerstande gewesen, viele und kostlich zubereitete Speisen zu ertragen. Wir hätten das einfach nicht verarbeiten und verdauen können.

Daher machte eines Tages einer meiner Mitgefangenen mit Recht die Bemerkung: „Minister Pombal hat eigentlich einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen, wenn er uns Jesuiten rasch aus dem Weg räumen wollte. Er hätte uns bloß Tag für Tag recht herrlich bewirten lassen dürfen, dann wären wir rasch gestorben und er hätte dann all die Mühen und Unkosten ersparen können, die man so viele Jahre hindurch mit uns hatte.“ —

(Schluß folgt.)